

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Band: 30 (1959)
Heft: 7

Artikel: Gedanken in den Bergen über das Treiben im Tal
Autor: E.D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-808271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FACHBLATT FÜR SCHWEIZERISCHES ANSTALTSWESEN

VSA

REVUE SUISSE
DES ETABLISSEMENTS HOSPITALIERS

Nr. 7 Juli 1959 - Laufende Nr. 329
30. Jahrgang - Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

*Fünfzehn Leitsätze für Heimerzieher
Wiedereinführung der Todesstrafe?
Liebe und Liebelei
Koedukation in der Taubstummenanstalt
In Jahresberichten gelesen ...
Freizeit — zum Mehrverdienen?
Fünftagewoche auch in den Schulen?*

Umschlagbild: Eine vergnügte und gesunde
Kinderschar aus dem Pestalozzidorf Trogen.

REDAKTION: Emil Deutsch, Marchwartstrasse 71,
Zürich 38, Telefon (051) 45 46 96

DRUCK UND ADMINISTRATION: A. Stutz & Co.,
Wädenswil, Telefon (051) 95 68 37, Postcheck VIII 3204

INSERATENANNAHME: G. Brücher, Zürich 24,
Postfach 126

Gedanken in den Bergen über das Treiben im Tal

Auf meinem Pult fand ich einen Zettel, mit dem Hinweis, dem nächsten Leitartikel im Fachblatt obige Ueberschrift zu widmen. Einer meiner Kollegen, mit dem ich mich nach der Rückkehr aus den Ferien kurz unterhalten und dem ich einige meiner «Feriengedanken» offenbart hatte, gab mir diesen Fingerzeig. Erst wies ich solches Ansinnen von mir, in der Meinung, meine ferienhafte und kritische Beleuchtung des «Treibens im Tal» sei eine reine Privatangelegenheit. Es brauchte dann einen nochmaligen Stupf meines Kollegen, der nun offenbar auch nicht mehr ganz von unserem Gespräch loskam.

Es mag bald zwei Jahrzehnte her sein. Ich sass eines Tages im Studierzimmer eines bekannten Stadtpfarrers. Unser Gespräch wurde durch einen Telefonanruf unterbrochen. Irgend ein Gemeindeglied wünschte in einer offenbar sehr wichtigen Angelegenheit die Mithilfe des weitherum bekannten Pfarrherrn. Auf die Frage nach der Zeit, antwortete er: «Nein, Zeit steht eigentlich keine mehr zur Verfügung; doch es geht jetzt offenbar darum, dass wir erkennen, was wichtig und was weniger wichtig ist.»

Schon oft habe ich seither an dieses Wort denken müssen. In besonderer Weise jedoch ist es mir in den vergangenen Monaten nahe gekommen. Gleich nach Neujahr setzte im Büro eine wahre Sturmflut ein. Sie war so aussergewöhnlich und so anhaltend, dass einer meiner Mitarbeiter nach einiger Zeit beinahe ein wenig bekümmert sagte: «Aber so kann es doch nicht das ganze Jahr weitergehen!» Nun, die erste Hälfte dieses Jahres liegt bereits hinter uns. Noch hat sich nichts Wesentliches geändert; immer noch herrscht bei uns «Hochsaison»,

immer noch folgt eine Hiobsbotschaft der andern, und immer noch warten wir mit jedem neuen Tag auf eine fühlbare Entspannung.

Mitten in dieser «Gewitterstimmung» liess ich alles hinter mir und fuhr ins Hochtal hinauf. Es trieb mich weg von den Menschen; ich lechzte geradezu nach stundenlangem Wandern in der Ruhe und Einsamkeit der Berge. Ich wollte und musste vom Alltag Distanz gewinnen; meine Gedanken suchten Klarheit über das «Treiben im Tal».

Es braucht wohl die Gegenüberstellung mit der gewaltigen und eindrücklichen Bergwelt, um zutiefst erschüttert zu werden. Wo anders als hier wird dem Menschen seine Kleinheit und Bedeutungslosigkeit so eindrücklich bewusst. Während vielen Stunden kämpften wir gegen Wind und Wetter zur Passhöhe; unter wolkenlosem Himmel zwangen wir tiefverschneite steile Schneehalden, um auf einer Höhe von über dreitausend Metern während Stunden sozusagen in der Sonne zu «braten», dies inmitten einer der herrlichsten Gipfelrundsichten. Wir folgten den Fusstapfen, die den weltberühmten Seen im Hochtal entlang führen, erfreuten uns an einer unvergleichlich schönen Flora, rasteten am Bergsee, der zwischen Föhren und Lärchen einzigartig eingebettet liegt, und stiegen später bis zum grossen Gletscher auf. All diese Wandertage befreiten uns mehr und mehr von einer seltsamen Befangenheit und Beklommenheit. Mit jedem Tag atmeteten wir freier und gelöster. Und dann lag es eines Morgens plötzlich klar vor uns, das Bild unseres eigenen Alltags drunten im Tal!

Die Belastung und Ueberlastung der Sozialarbeiter, ob in der offenen oder geschlossenen Fürsorge tätig, beschäftigt uns seit langem. Was uns heute vielfach fehlt, ist der Mut jenes Pfarrers, der klar erkannte: *Prüfe, was wichtig und was weniger wichtig ist!* Das heisst doch wohl, dass wir den Mut aufbringen müssen, unsere Arbeit einer strengen Sichtung zu unterziehen und uns nicht scheuen dürfen, manche uns vielleicht mit der Zeit lieb gewordene Aufgabe zugunsten wichtigerer Probleme fahren zu lassen. Je grösser der Aufgabenkreis wird, je mehr «Fälle» uns zugewiesen werden, um in unserer Sprache zu reden, umso wichtiger ist die fortwährende konsequente Ueberprüfung: Was ist wichtiger, und was kann und muss weggelassen werden?

Aus der Distanz betrachtet gleicht unser Alltag einem nervös gewordenen Ameisenhaufen; ein eiliges Hin- und Herrennen, ein atemloses Beschäftigtsein, als gelte es mit unserem Tun das Leben zu erhalten. Wir erkennen aus der Distanz, wie häufig wir Wichtigkeit und absolute Notwendigkeit Dingen und Situationen beimessen, die ihnen bei näherer Betrachtung und ruhiger Ueberlegung gar nicht zukommen. Droben im Hochtal wurde es mir erneut bewusst, mit wieviel überflüssigem Ballast wir unseren Alltag beladen. Das Leben in der Stadt hat unsern klaren Blick längst getrübt. Es fehlen uns häufig die grossen Zusammenhänge; das Zeitmass ist uns verlorengegangen, deshalb rennen und eifern wir um Dinge, als gelte

es noch vor dem Weltuntergang damit zu Ende zu kommen, und als müsste dies noch in dieser Woche oder diesem Monat erledigt werden. Entscheidungen in der Menschheitsgeschichte erstrecken sich jedoch über Jahrzehnte und Jahrhunderte. Das was wir in unserem Hetzen und Jagen als unbedingte Notwendigkeit erachten, ist dem grossen Zeitgeschehen gegenüber nicht mehr als ein Tropfen, der auf einen heissen Stein fällt. —

Wir fühlen uns sicher in unserem Alltag. Dies deshalb, weil all das, was wir tun, nicht Selbstzweck, sondern Dienst für den Andern ist! Ist es das wirklich? Wir sind davon überzeugt, dass es unsere Aufgabe ist, junge und alte Menschen auf eine andere Bahn zu stellen. Wir geben uns grosse Mühe, ihnen unsere eigene Lebensanschauung einzuimpfen; wir kritisieren und kommandieren und ordnen an, Tag um Tag. Wir begeben Kindern und Eltern, ihnen vor allem, mit einer Unmenge von Vorschriften und Geboten, die anzunehmen wir selber uns bedanken würden. Wir engen andern ihre persönliche Freiheit ein und lassen ihre Opposition dagegen nicht aufkommen. Für uns selber jedoch fordern wir das grösstmögliche Selbstbestimmungsrecht, fordern Freiheit und Unabhängigkeit. All das wird nicht besser, wenn wir unser Tun in nette Fürsorgemethoden kleiden und ihnen ganz moderne Namen geben. Im tiefsten Grunde missbrauchen wir häufig unser Dienendürfen zu einem Polizistenwesen. Wir sind, um es anders zu sagen, unendlich kleinlich; uns fehlt es so oft an *Grosszügigkeit*, dem andern sein Dasein zu lassen. Wir bemühen uns fälschlicherweise, alles auf einen uns genehmen Nenner zu bringen. Es fehlt uns deshalb auch an Vertrauen. Uns selber und unsere Fähigkeit schätzten wir zu wichtig ein und überlassen dem Leben und der Eigenständigkeit oft herzlich wenig. Dafür seufzen wir bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Das wäre nicht nötig, wenn unser Alltag wirklich von echtem Dienst erfüllt wäre.

Ich bin wieder ins Tal gefahren. Nicht als ein Heiliger bin ich zurückgekehrt. Doch die Tage oben im Hochtal haben Wunder gewirkt. Ich kann mich wieder freuen. Vor allem, ich darf den Menschen im Alltag wieder unvoreingenommener, weniger selbstgerecht und viel weniger kritikfreudig gegenüber treten. Sie spüren das, dessen bin ich gewiss. Es wird ihnen und mir den Alltag zu einem frohen Dienst machen. E. D.

Die blinde und taube amerikanische Schriftstellerin Helen Keller meinte einmal: «Die menschliche Unzuldsamkeit hat auf Erden mehr Unheil gestiftet als alle Naturkatastrophen zusammengenommen.»